

Unterhaltungsblatt

als Beilage zur Preßburger Zeitung.

zu No. 58.

Die Chineser; nach Herrn de Guignes Reisebeschreibung.

Die Einrichtungen und Geseze der Chineser hat Hr. de Guignes richtiger gewürdigt, als Herr Staunton und die übrigen Gefährten des Lord Macartney. Diese kannten die Landessprache nicht; Hr. de Guignes hatte sie gründlich studirt. Schnell durchzog die englische Gesandtschaft China, stets strengt bewacht, und die meiste Zeit in kaiserlichen Fahrzeugen, die man ihnen zum Gefängniß gegeben hatte, eingeschlossen; nach einem vieljährigen Aufenthalte zu Kanton, bereits mit allen chinesischen Gebräuchen bekannt, durchreist Hr. Guignes das Reich auf zwey verschiedenen Wegen, bald im Palankin, bald im Wagen, zuweilen zu Fuß, und stets mit mehrerer Freiheit, als die Chineser den Engländern zugestanden. Herrn de Guignes Beobachtungen tragen daher einen Charakter vorzüglicher Glaubwürdigkeit an sich, und lassen sie gleich künftigen Reisenden noch ein weitläuftiges Feld offen, so dürfen wir doch keinen Anstand nehmen, nach ihnen mehrere unserer Ideen über China zu berichtigen.

Wir stellen uns die Chineser als Leute von sehr großer Statur, mit dicken Köpfen, vor. Unser Irrthum

läßt sich entschuldigen; er rührt von den chinesischen Malern her, die ihre Figuren stets zu kurz machen. Diese Maler sind Adrians van Ostade, in Rücksicht der Zeichnung, aber nicht in Rücksicht der Erfindung und der Vollendung. Hr. de Guignes, der die Chineser nicht bloß in Gemälden gesehen hat, versichert, daß sie, im Ganzen genommen, von gewöhnlicher Statur, und eher groß als klein sind; es giebt unter ihnen wohlgebauete, und in der Klasse der Lastträger sehr kraftvolle Menschen. Die Reisenden, die die Chineser für sehr schwach hielten, scheinen durch das unbeholfene Wesen, das ihnen ihre Kleidung giebt, getäuscht worden zu seyn. Dennoch scheinen die Erfahrungen, die Hr. P e r o n, vermitteltst seines sogenannten Krattmessers, auf Timor angestellt hat, zu beweisen, daß die Völker des östlichen Asiens überhaupt weniger körperliche Stärke besitzen, als die Europäer. Zu bedauern ist es, daß Hr. de Guignes nicht mit den notwendigen Mitteln versehen war, um seinen Beobachtungen mathematische Genauigkeit zu geben.

Die Begriffe von Schönheit sind nach dem Geschmacke der Völker verschieden. Nach Nyaendols Bericht erlauben die Neger in Senin, ungeachtet ihrer Eifersucht, den Europäern alle Arten von Freyheiten bey ihren Weibern, in der Meinung, diese könnten unmöglich einen so schlechten Geschmack haben, einen Weißen zu lieben. Eben so verschieden denkt man über die Gesichtszüge und die Formen des Kopfs. Ein Chineser ist gewöhnlich von großer, unversehrtter Gestalt, mit offner Stirn, seine länglichen, erhabenen Augen stehen weit genug hervor, um sie, wenn man ihn im Profil ansieht, alle beyde zugleich zu erblicken; seine Nase ist klein, und ohne Erhöhung zwischen den Augen; sein Mund ist mittelmäßig groß, aber mit Ehren ist er vorzüglich versehen. Diese sind so

groß, daß die gemeinen Leute sich ihrer bedienen, um die Cigarros dahinter zu stecken*).

Aus allen diesen Zügen geht eine große Ähnlichkeit zwischen den Chinesern, den Mongolen, den Kalmücken und den übrigen Völkern, die die hohen Gebirge von Asien bewohnen, hervor, und doch glaubt man nicht genug, daß die Europäer selbst aus jenen Gegenden herkommen. Was aber vollends die Gleichheit der Race zwischen den Chinesern und den mongolischen Völkern beweist, ist der dünne Bart, und das pechschwarze, grobe Haupthaar. Dieser sämliche Contrast zwischen dem Barte und dem Haupthaar läßt sich bey vielen amerikanischen Nationen bemerken, und kann zur Bestätigung der gemeinen Meynung dienen, nach welcher die neue Welt zum Theil von Nationen mongolischer Race bevölkert, oder vielmehrt erobert worden ist.

Um in den Augen der Chineser für schön zu gelten, darf der Wuchs nicht schlank und wohlproportionirt seyn. Um in diesem Lande Achtung zu erlangen, muß man dick und stark von Seibe seyn, und einen tüchtigen Grobcharacterstuhl ausfüllen können. „Auf meiner Reise mit dem holländischen Abgesandten, Hrn. Wandraam, sagt Hr. de Guignes, sah ich mehr als einmal die Mandarinen über sein wohlbelebtes Ansehen in Entzückung gerathen, und ihm die Talente und Reichthümer, die sie dem zufolge bey ihm vermutheten, Komplimente machen. Ein Mensch von bloßem gesunden Verstande

*) Sollte dies ein Beweis großer Ehren seyn, so wären wir auch nicht davon frey zu sprechen. Steckt man nicht bey uns sogar die Schreibfedern, die doch noch größer wie die Cigarros sind, hinter die Ehren?

„ der sich aber durch seine Körpermasse auszeichnet, macht
„ auf die Chineser weit mehr Eindruck, als ein geistreich
„ cher Mensch, der aber mager und von kleiner Statur
„ ist.“

Die Reichen, die Gelehrten, und die Mandarinen haben die Gewohnheit, die Nägel an der linken Hand, besonders den am kleinen Finger, wachsen zu lassen; dieser Nagel ist gemeinlich einige Linien lang. Dies ist ein eingefahrter Gebrauch, der die Leute gebührendermaßen untercheidet; denn ein Handwerker kann keine langen Nägel haben, da die beständige Arbeit ihn bald dieser Zierde berauben würde. Hr. de Guignes empfing einstmals den Besuch eines chinesischen Arztes, dessen längster Nagel zwölf und einen halben Zoll, und die übrigen neun und zehn Zoll hatten; nur sein kleiner Finger hatte diese Zierde nicht. Mit Leidwesen berichtete er uns, er wäre zerbrochen worden. Man stelle sich die Mühe vor, die dieser Mann angewandt hatte, um seine Nägel zu dieser unmäßigen Länge zu bringen, und den beständigen Zwang, worin er lebte, da er seine Finger unaushörlich in kleinen Röhren von Bambusrohr tragen mußte, die ihm die Haut ganz wund gerieben hatten. Hatte er aber mit großer Standhaftigkeit gelitten, so hatte er sich dagegen große Achtung erworben. Wäre er, zum Beispiel, wegen eines Streits, vor einem Mandarin geführt worden, so hätte er den Prozeß gewonnen. Ein Mann, der solche Geduld hat, hätte der Mandarin gesagt, ein Mann, der vernünftig genug ist, um beständig über sich selbst zu wachen, ist kein Zänker; er ist unfähig, sich in einen schlimmen Handel zu mischen.

Nach Hr. de Guignes, ist die berufene Politesse der Chineser nichts, als ein lästiges Zeremoniel, das der Despotismus vorgeschrieben zu haben scheint, um, so viel

möglich, freundschaftliche und vertraute Verbindungen unter Privatpersonen zu verhindern. Ein zwischen zwey Chinesern abzustattender Besuch ist eine eben so schwierige, und wichtige Angelegenheit, als an den europäischen Höfen der Empfang eines ausländischen Prinzen. Auch kennen die Chineser gesellige Freuden gar nicht; sie kommen nirgends, als im Schooße ihrer Familien, oder bey feyerlichen Gelegenheiten, zusammen. Die großen Diners, die der Kaiser von China den holländischen Abgesandten gab, und denen Hr. de Guignes beywohnte, scheine nichts Unterhaltendes darzubieten, als das Ceremoniel, das man vor dem Anrühren der Speisen beobachtet. Da sie so angesehen werden, als kämen sie aus der Hand des Monarchen, so macht man eine Menge Begrüßungen Kniebeugungen, ehe man die Hand daran legt. Eines Tages brachte man unsern Reisenden einen großen und schönen Stör. Sie hatten starken Appetit; ehe sie aber diesen Fisch von hoher Hand zerlegten, mußten sie ihn eine Viertelstunde lang complimentiren.

Das, vom Lord Macartney so gerühmte, chinesische Theater scheint Hrn. de Guignes nicht gefallen zu haben. Die Shakespeare zu Peking beobachtet man die Einheit des Orts und der Zeit, eine Regel, die an sich selbst unwesentlich scheint, die aber unmittelbar aus einer andern Regel fließt, deren Wichtigkeit keine Nation zu läugnen gewagt hat, aus der nämlich, die jedem Producte des menschlichen Geistes Einheit des Interesse und des Gedankens, als unerläßliche, und in der Natur unsers sittlichen und mit Verstand begabten Wesens gegründete Bedingung, vorschreibt. In einem chinesischen Trauerspiele sieht man oft den Schauspieler in einem Augenblicke seht beträchtliche Entfernungen durchlaufen: und oft ist eine Person.

Kind in dem ersten Akt und Graubart in dem letzten.

In den Chinesischen Opern erscheinen die Götter auf der Bühne; die Vögel, die Thiere reden dazwischen, und gehen spazieren *). „Auf unserer Rückreise von Peking,“ sagt Hr. de Guignes, „erzeigten uns die Mandarinen die Nettigkeit; den Thurm von Sy-Hu, ein Stück, das der Namen von einem, am Ufer eines Sees, nahe bey der Stadt Hang-Chiu-Fu, in der Provinz Tscheking, gelegenen Thurm führt, vor uns aufführen zu lassen. Genien, die in der Nähe des Sees auf Schlangen spazieren reiten, eröffnen die Scene. Ein Bonze aus der Nachbarschaft verleiht sich darauf in eine von den Göttinnen, und macht ihr seine Aufwartung. Diese hört, was alles Vorstellungen ihrer Schwester, den jungen Mann an, heurathet ihn, wird schwanger, und kommt auf dem Theater mit einem Kinde nieder, das sich bald im Stande befindet, zu gehen. Wüthend über diese ägerliche Aufführung, jagen die Genien den Bonzen fort, und endigen damit, daß sie den Thurm mit Donner und Blitz zerschmettern, und ihn in den zertrümmerten Zustand versetzen, worin er sich gegenwärtig befindet.“

Denkt man zu diesen seltsamen Scenen sich noch hinzu, daß die Schauspieler neben einander stehen, ohne sich anzusehen; daß, um den Eintritt in ein Zimmer anzudeuten, die Pantomime hinreichend ist, als öffne man eine Thür, und schreite über die Schwelle — ob man gleich von einer Thür nicht das Geringste sieht — und endlich, daß ein Mann, der eine Reitgerte in der Hand hält, so angesehen wird, als säße er zu Pferde, so hat

*) Sollte die neuoperische Schule, die in Deutschland so wenig Glück macht, nicht mit Vortheil nach Sina auswandern können?

man einen Begriff von den dramatischen Darstellungen der Chineser.

Ueber Speisen

Die Natur läßt in jedem Himmelsstriche die Gewächse wachsen, welche die Gesundheit des Menschen am zuträglichsten sind. Der Südländer bedarf einer andern Pflanzenkost als der Nordländer; in dem heißen Klima hat alles eine größere Neigung zur Fäulniß; alle Organe des Menschen erschaffen leichter und das Blut muß durch kühlende Speisen abgekühlt werden. In Ostindien kauet man unaufhörlich Betel, um den Speichel zu verbessern; man genießt den Pfeffer zur Stärkung des Magens in einer erstaunlichen Menge und die Melone und andere saftreiche Gewächse kühlen das Blut ab.

Der Nordländer bedarf der Wärme; die Natur gab ihm daher solche Gewächse, welche die Lebenswärme stärker entwickeln; da aber bey ihm im Sommer bisweilen eine außerordentliche Hitze herrscht, so hat er auch kühlende Speisen nöthig, diese gab ihm die Natur an den vielerley Früchten, welche sie in seinem Himmelsstriche wachsen läßt, und welche die Entwicklung der Wärme hemmen.

In heißen Gegenden ist man weit mehr Pflanzenkost als Fleischspeisen, weil jene mehr Kühlung und weniger Fäulniß verursacht. Die Luft ist in südlichen Gegenden elastischer und für den Menschen stärkender als in nördlichen; er kann daher auch leichter Fleisch erwehzen, als der Nordländer, der es zur Stärkung seiner Kräfte bedarf. Alle Pflanzenspeisen sind in südlichen Himmelsstrichen nahrhafter und stärkender als in nörd-

lichen. Die Gewächse erlangen dort eine größere Tauglichkeit für den Genuß des Menschen, und die Früchte werden wohlschmeckender; was daher die große Hitze an Kraft aufzehrt, das wird durch den Wohlgeschmack und die Nahrhaftigkeit der Gewächse und Früchte ersetzt.

Der Südländer ist bey weitem nicht so viel als der Nordländer; sein Klima erfordert nicht so vielen Kräfteersatz als in den nördlichen Himmelsstrichen, wo Kälte und Mühseligkeiten und Arbeiten beständig an dem Menschen zehren und ihn abmüden und schwächen.

17
al
ne
wa
ge
wa
un
tie
Zu
W
L
ve
ze
W
die

ge
ga
die